

Reportage

VON KARIN STEINBERGER

Nur damit das klar ist, andere kommen aus dem Irassin heraus und haben auch noch einen Arm verloren oder ein Bein. Oder sie sind tot, und man hat ihnen gleich noch alle brauchbaren Organe herausgeschnitten, weil es eh schon egal ist. Die finale Ausbeutung. So gesehen hat sie Glück gehabt. Sie lebt, zwei Arme, zwei Beine, alle Organe.

Sie zieht ihre Jacke zusammen, diese lustige Jacke, mit der man sie von Weitem schon erkennt. Eine Jeansjacke, die an den Ärmeln und den Schultern mit schwarzem Leder besetzt ist, oder mit Plastik, das aussehen will wie Leder, genau, wie ein superdurchlässiger Schutzpanzer. Sie hat etwas Aufsaugendes, diese Jacke.

Wenn der Vater sie so sehen könnte. Der große, strenge, religiöse Vater. Der Verräter. Wahrscheinlich würde er ihr gleich wieder eine reinhauen, er hatte nie eine andere Art, mit ihr zu kommunizieren. Schläge, nur Schläge. Weil sie verspielt war, traurig war, kindisch war, zu langsam war. Weil sie da war.

Er würde sie zu Tode prügeln, wenn er wüsste, dass sie einfach weggerannt ist aus ihrem Scheißleben. Sie spricht leise: „Ich bin auch ein Mensch mit zwei Augen, zwei Füßen und zwei Händen. Oder nicht?“

Das ist die Geschichte, die tastende Frage danach, diese ewige Unsicherheit, ob ein Mensch nicht doch etwas anderes sein kann als ein Mensch, irgendwas darunter. Sie haben es ihr alle ein Leben lang eingepreßelt, dass sie ein Nichts ist.

Die Menschen glauben, sie schicken ihre Kinder in Länder aus Gold. Stimmt ja irgendwie

Wer einen Menschen verkauft, macht einen Sklaven aus ihm. Der Vater hat sie verkauft. Wenn er jetzt hier wäre, in diesem kleinen Raum mitten in Nürnberg, was würde sie ihm sagen? Nichts, kein Wort, sie will ihn nie wiedersahen, sagt sie und stemmt sich in ihre Panzerjacke. Wer weiß, vielleicht hat ihn die Madame angesehen und aufgefordert, die Tochter zurückzubringen, oder Geld zurückzuzahlen, das sie ausgegeben hat für das Mädchen aus Äthiopien. Quasi ein großes, gieriges Geschäft, in dem alle Geld machen. Nur sie hat kein Geld gemacht. Sie hat gearbeitet.

Fünf Jahre war sie in dieser Familie, in diesem Haus im Emirat Katar, fünf Jahre hat sie geschuftet, nicht einen Tag Urlaub, nicht eine schöne Erinnerung, nie mehr als vier, fünf Stunden Schlaf, nur Schläge. Dann hieß es plötzlich, wir machen eine Reise, kein Wort wohnin, der Sohn war krank, der Flug war lang, es gab Bäume in diesem Land, die Welt war grün, Menschen sahen ihr in die Augen, sahen ihre Wunde im Gesicht, fragten: Brauchst du Hilfe? Es war das erste mitfühlende Wort nach fünf Jahren. Es war ein Schock. Sie hatte nichts, als sie den Einkaufswagen und Madame stehen ließ in diesem Supermarkt und einer fremden Frau nachrannte, die sagte: Hier kann dir nichts passieren. Sie wusste nicht mal, wo sie ist. Es roch nach Freiheit, Frauen liefen in kurzen Röcken herum. Sie wusste nur: Saudi-Arabien ist das nicht.

„Ich glaube, es war München“, sagt die Frau, die neben ihr sitzt, Sabine Weimert, Mitarbeiterin von Jadwiga in Nürnberg, einer Fachberatungsstelle für Betroffene von Menschenhandel.

München? Sie hat das Hotel gesucht, aber nicht gefunden. Es war ein großes Hotel, in dem sie mit der Familie wohnte. Ihr

erstes echtes Bett. Es gab Lichte und Türen, die man mit Karten öffnen musste. Sie lacht. Stell dir vor, eine Karte als Schlüssel.

Seit zwei Jahren ist sie in Deutschland, sie lebt in Erlangen, aber, das ist wichtig, kein Name, kein Gesicht, keine Adresse darf irgendwo auftauchen. Wer weiß, vielleicht holt sie sonst einer und bringt sie zurück in dieses staubige Land, in dieses beschissene Leben. Sie macht gerade ein Praktikum in einem Kindergarten, sie will Erzieherin werden, sie lernt Deutsch, lernt Schwimmen, sie muss nicht mehr im Auto sitzenbleiben und das Leben durch getönte Scheiben anglotzen. Sie lebt jetzt selber.

Sie weiß jetzt, wie die Menschen hier in Deutschland Tiere behandeln, Hunde, Katzen. Sie sagt: „In Katar haben sie Menschen nicht behandelt wie Menschen.“

Wenn sie sich an die Kindheit erinnert, kommt ihr nicht viel. Die Mutter: hat sie nie gesehen, ist weggerannt, sagte man ihr. Der Vater: Sie weint. Die Heimat? Sie versteht das Wort gar nicht. Addis Abeba, der Stadtteil heißt Akaki Kaliti, am südlichen Rand der Stadt, Industriezone, Arbeiterviertel. „Kein guter Ort“, sagt sie, der Schutzpanzer wird jetzt enger zusammengesetzt. Es war ein Leben in einem Lehmhaus, es gab Strom, kein laufendes Wasser. Liebe wäre ohnehin wichtiger gewesen. Zur Schule fuhr sie im Sammeltaxi, dreißig Minuten lang, die Schule, ja, die war o.k. Dann sagt sie diesen einen erstaunlichen Satz: „Äthiopiern war Dunkelheit.“

Sabine Weimert sitzt ihr gegenüber, steckt ihr ein Taschentuch zu, wir können eine Pause machen. Nein, weiter, weiter, sie ist froh, wenn es vorbei ist, wenn sie nicht mehr vom Vater sprechen muss. Die Geschichte wird nicht schöner nach dem Vater, aber es tut weniger weh. Also: Er hatte einen Lebensmittelladen in einem kleinen Markt. Er hat immer gesagt, man muss beschäftigen sie, um seine Familie versorgen zu können. Vielleicht meinte er damals sie, das Kind. Wer weiß das schon.

Und dann sprach er von einer Reise, eines Tages packte er ein paar Sachen zusammen, wir werden wegfahren. Er sagte wir. Sie fuhren zum Flughafen in Addis Abeba, ein Gebäude, so groß, das darin Palmen wachsen. Sie trappelte mit offenen Schuhen über glänzenden Boden. Es war ein Tag voller Regen, Juni 2008. Der Vater sprach mit einem Mann, gab ihm etwas, sagte ihr, sie werde verreisen. Er sagte jetzt: du, allein. Sie verstand erzt nicht. Wohin? Warum? Sie weigerte sich, schrie, kralte sich an den Vater. Ohne ihn? Er war alles, was sie hatte, Familie, Heimat. Er sagte, er komme nach, in ein paar Tagen, in einer Woche. Und verschwand.

Da war sie 14.

Jetzt ist sie 21, in ein paar Tagen wird sie 22, vom Vater hat sie nie wieder gehört, in allen Jahren kein Anruf, kein Brief, kein Lebenszeichen. Möglich, dass er das Geld bekommen hat, für das sie geschuftet hat. Sie jedenfalls hat es nicht bekommen.

Sabine Weimert steht auf, reißt die Terrassentür auf, der Sommer trällert herein, sehr laut und penetrant, unpassend fröhlich. Der kleine Körper zittert, will nicht zittern, aber zittert. Komm raus, in die Sonne, sagt Sabine Weimert, nimm die ganze Päckung Taschentücher mit. Die zwei gehen raus in den Garten, ein kleiner Zitterer mit Schutzpanzer und eine junge Deutsche mit gut sortierten Dreadlocks, deren Beruf es ist, Menschen zu helfen. Die Vögel tun so, als bekämen sie von alledem nichts mit.

Da stand sie also, auf blühblancem Steinboden, jede Platte teurer als ihr Leben. Sie trug ein cremefarbenes Kleid, einen blauen Pullover, in der kleinen Tasche einen Pyjama, ein Hauskleid. Am Hals trug sie ein goldenes Kreuz. Ein Mann war dabei, der die jämmerliche Truppe umkreiste wie

ein Hirtenhund, damit der Haufen zusammenbleibt, damit keine verloren geht, stapelweise Pässe in der Hand. Dazwischen Geschäftslöcher, die so waren, als wäre nichts, aber darauf achteten, dass sie im Flieger nicht neben einem dieser armen Würmer sitzen. Sie essen mit den Fingern und können nichts bei sich behalten.

Sie wusste damals nur eines: Den Hirtenhund darfst du nicht verlieren. Also konzentrierte sie sich auf ihn, jedes Schälchen, jeder Blick. Nur diesen Mann nicht verlieren. Es gab sonst nichts mehr.

Es ist ja nicht so, dass niemand davon weiß. Vor aller Augen werden am Bole International Airport in Addis Abeba jeden Tag Frauen verfrachtet. Offiziell 100 000 im Jahr, Hausmädchen für Katar, Dubai, Beirut, Saudi-Arabien, Libyen. Offiziell heißt, dass sie irgendwo registriert sind. Was nicht bedeutet, dass die Sache gut ausgeht.

Die Sklavin

Mit 14 wird die Äthiopierin verkauft. In Katar wird sie geprügelt und missbraucht. In München flieht sie – jetzt will Deutschland sie wieder dorthin bringen, wo alles anfang

Der Menschenhandel ist ein großes Geschäft in Äthiopien. Wer eine Tochter hat, die nach Dubai oder Kuwait oder Katar soll, fragt einfach einen Nachbarn, rüber kommen sie immer. Die Frage ist, ob sie je wieder zurückkommen. Aber das will niemand hören in den schäbigen Hütten von Akaki Kaliti. Die Leute erzählen lieber, dass sich die Nachbarn ein Haus gekauft haben, ein Auto. Sie glauben, sie schicken ihre Mädchen in Länder aus Gold. Stimmt ja auch irgendwie, Katar ist eines der wohlhabendsten Länder der Welt. Die meisten verschulden sich, damit ihre Kinder in den arabischen Ländern arbeiten dürfen.

Sie hat in Katar fünf Jahre durchgearbeitet, in fünf Jahren hatte sie keinen einzigen freien Tag, keinen Urlaub, aber sie hat nie Geld bekommen, sie wusste nicht mal, dass ihr eines zusteht. Am Ende des Monats hieß es immer, wir haben das für dich gekauft und das für dich ausgegeben, es gab Rechnereien, von 250 Riyal war die Rede, 60 Euro, bekommen hat sie meist nichts. Ein Auto? Ein Haus? Sie lacht. Es gab eine in der Nachbarschaft in Akaki Kaliti, sie arbeitete als Hausmädchen in Beirut, zurück kam sie in einem Sarg voller Watte. Bei der Trauerfeier sagten die Leute, sie ist vom Balkon gesprungen. Vor Kurzem hat sie von dem Fall gehört. Libyen, da hat man einem Mädchen die Organe herausgeschnitten. Den Eltern gab man das zusammengehänte Kind und sagte: Sie ist vom Balkon gesprungen.

Es gibt Frauen, die gehen gerne, die haben Glück, gute Familien, andere gehen, weil einer aus der Familie eben gehen muss. Die meisten gehen, ohne dass sie jemals gefragt worden wären. Aber ihre Mütter weinen, wenn sie sich verabschieden, ihre Väter stecken ihnen Handys zu, sie wissen nicht, dass sie von den Hirtenhunden am Flughafen schon eingesammelt wer-

den. Spätestens aber nimmt sie ihnen der Arbeitgeber weg. Ist nicht gut fürs Geschäft, wenn sie zu viel gequatscht wird, wenn sie am Telefon erzählen, wie es ihnen wirklich geht, dass sie hundert Stunden in der Woche arbeiten, dass man sie vergewaltigt, ersperrt, ihnen Abfall zu essen gibt. Wer will das wissen? Wer soll das wissen?

Bei ihr weinte niemand. Keiner gab ihr ein Handy. In ihrem Pass stand, dass sie am 16. Juni 1981 geboren wurde. Eine 14-Jährige war jetzt 26. Und keiner merkt's. Es ist das übliche Geschummel. Sie war nicht einmal die Jüngste, es waren auch Neunjährige und Zehnjährige dabei.

Im Flugzeug saß sie am Gang, sie fragte die Sitznachbarin: Wohin fahren wir? Nach Dubai, sagte das Mädchen, das sie benedietete. Sie wusste es wenigstens. Dubai. Wenn ihr damals jemand gesagt hätte, das ist auf der Sonne, sie hätte es geglaubt.

wand, zeigte ihr den Prunk der anderen Etagen, die Küche, die zahllosen Bäder, die Kinderzimmer, die Wohnzimmer, da, da, da. Und ganz oben ihr Reich, ohne Lüftung, ohne Klimaanlage, die Wäschekammer voller Gerüche, die sie noch nie gesehen hatte.

Madame sprach Arabisch, gestikulierte wild. Das Mädchen verstand kein Wort – und verstand doch alles. Es wusste nicht, wo es war, aber es wusste jetzt immerhin, warum es hier war: um zu arbeiten.

Madame gab ihr das Bügeleisen und viel Wäsche, dann legte sie sich genervt wieder ins Bett und ließ sie allein in der brillenden Hitze, ohne Schlaf, ohne ein nettes Wort. Und sie stand da mit diesem Gerät, das heiß war und Geräusche machte, legte es auf ein paar Kleider – und wartete.

Sie lacht jetzt, hält sich die Hände vor den Mund. „Ay!on“, sagt sie. „Alles hat geklebt, aber ich wusste doch nichts.“ Dafür gab's die ersten Schläge ins Gesicht. Als sie das jüngste Kind wickeln sollte und sich über das Kind brach, gab es die nächsten Schläge. Die Wäschmaschine. Was macht man damit? Schläge.

Sie schüttelt den Kopf, lacht, weint, versteckt ihr Gesicht hinter den Händen. Dummes Kind. Kein Wort, nur Schläge. Von der Kindheit bis jetzt, ich habe nie gelernt wie ein normaler Mensch“, sie schaut Sabine Weimert an. Pause, Garten.

Fünf Jahre war sie in diesem Haus in Katar. In diesen fünf Jahren hat sie ein einziges Mal das Meer gesehen durch getönte Autoscheiben. Fünf Jahre, kein einziges Mal hat man sie bei ihrem Namen genannt. Madame nannte sie Fulda, Blume, oder Hayvon, Vieh. Wie es gerade passte.

Einmal in diesen fünf Jahren hat sie ein persönliches Gespräch geführt, mit dem Fahrer, einem Pakistani, sie fragte ihn, ob er sie zur Botschaft bringen kann. Der Fahrer sagte es Madame. Danach hat sie sich nie wieder einen Menschen anvertraut. Es gab ohnehin niemanden, den sie um etwas hätte bitten können. Sie durfte das Haus nur verlassen, wenn Madame zum Einkauf fuhr oder die Kinder in die Schule. Den Wagen durfte sie nie verlassen. Sie war dabei, weil Madame nicht allein mit einem fremden Mann im Auto sitzen durfte. Fünf Jahre kein Gespräch, kein Mitgeföh, kein tröstendes Wort, kein Geld, kein Schlaf. Alle haben geschlagen, die Frau, die Männer, anfangs auch die Kinder.

Fünf Jahre. Sie wusste nicht, dass das Durchschnittseinkommen hier 103 000 Dollar im Jahr ist. Das höchste der Welt.

Der Unterschied zwischen Madame und ihrem Mann: Sie schlug, er warf Gegenstände, die sie dann wegürumen musste. Und dann war da der Bruder des Mannes, der oft kam, sie zeigt auf Narben, erzählt von einem Messer, von glühender Kohle, von Dingen, sie dreht den Kopf weg. Er war das Schlimmste. Er und Madame.

Niemand wusste, wann sie Geburtstag hat, niemand fragte, wenn sie krank war, sie durfte nicht fernsehen, lesen. „Es sind Menschen im Haus, ich sehe die Menschen, aber die sehen mich nicht.“

2010 gab es 132 401 ausländische Hausangestellte in Katar, 84 164 Frauen. Die Frauen verschwinden in den Häusern, man kann mit ihnen machen, was man will. Amnesty International hat letztes Jahr eine Studie herausgegeben mit dem Titel: „Mein Schlaf ist meine Pause“. 100-Stunden-Worken, Demütigungen, Gewalt, sexuelle Übergriffe, Misshandlungen. Ohne Erlaubnis der Arbeitgeber dürfen die Frauen weder den Job wechseln, noch das Land verlassen. Madame hat den Pass. Wer wegflieht, ist ein *runaaway*. Freiwild, wer vergewaltigt wird, kommt ins Gefängnis – „illegale Partnerschaft“.

Sie zupft an ihrer Kette, ein kleines goldenes Kreuz. Sie hat es aus dem Müll ge-

gelt und all die Jahre versteckt, im Kopfkissen, in Kleidertaschen. Manchmal halten einen Witzigkeiten am Leben. Bei ihr waren es: das Kreuz – und die drei Kinder. Die Kinder waren nur am Anfang grausam, haben sie bespuckt, beschimpft, dann haben sie Fragen gestellt, sie haben mit ihr gerade wie mit einem Menschen: Warum ist deine Haut dunkel? Wie heißt deine Mutter? Warum bist du hier? „Ich habe gesagt, ich weiß nicht, warum ich hier bin.“ Die Kinder vermiste sie. Der Große hat geweint, wenn die Mutter sie geschlagen hat.

Man sieht den Menschen ihre Geschichten nicht an. Wenn sie durch Erlangen geht, bei der größten Hitze mit Panzerjacke, sieht sie eher renitent aus, nicht verletzt. Sie stolchert in einem Thunfischsalat, lacht sehr laut, als ihr Sabine Weimert eine Garnele auf den Teller legen will, zum Probieren. „Meine Mama“, sagt sie manchmal.

Es waren die Kinder, die ihr erzählten, dass sie wegfahren werden. Der Älteste war krank, sollte zum Arzt. Es wurden Fingerabdrücke gemacht, Fotos, und wieder kein Erklärung. Sie dachte, es geht nach Saudi-Arabien. Am 1. Juni 2013 landete sie mit Madame und den Kindern um 7:20 Uhr in München. Qatar Airways, Flug QR 009. Die ganze Familie checkte ein im Tryp Hotel, 21 Nächte, vier Double Premium Zimmer, 19 920,60 Euro. Als sie am dritten Tag kurz allein war, fragte sie ein Zimmermädchen in holprigem Englisch: Wo bin ich? Das Zimmermädchen sagte: Deutschland.

Zwischen Dosentomaten und Knuspermüsli fällt sie die Entscheidung ihres Lebens

Am Anfang war es wie immer, sie fing an zu arbeiten. Einmal fragte eine Frau auf der Straße: Bist du aus Addis Abeba? Ja, sagte sie. Madame schimpfte, antwortete nie wieder. Am vierten Tag kochte sie das Essen für die Kinder und vergaß das für die Erwachsenen. In fünf Jahren das erste Mal. „Ich habe es einfach vergessen. Ich weiß nicht, warum es aus meinem Kopf weg war.“ Madame warf ein Spielzeugauto auf sie, die Oberlippe platzte, blutete, sie wurde in ihr Zimmer gesperrt, die Kinder durften nicht zu ihr. Schweigen.

Am nächsten Tag kam die Schwester von Madame, sie sollte mitkommen, einkaufen. Es war ein großer Supermarkt, Dosentomaten, Knuspermüsli, da flüsterte eine Frau hinter ihr: „Wenn du von diesen Leuten weg willst, komm mit mir. Hier können sie nichts machen.“ Sie schob den Wagen hinter der Schwester von Madame her, hörte die Stimme der Fremden. „Hier kann dir nichts passieren.“ Schob den Wagen, dachte, niemals. „Hab keine Angst.“ Schob den Wagen, ließ ihn plötzlich los, dachte nur: Kann es schlimmer werden? Und rannte dieser wildfremden Frau hinter, Taxi, Bahnhof, die Frau kauft ihr ein Zigarette, gab ihr einen Zettel mit der Adresse von der Erstaufnahmeeinrichtung in Zirnford, setzte sie in den Zug, sagte: Frag' die Leute. Sie fragte.

„Ich fange jetzt wie ein Kind an, laufen zu lernen, ich falle noch oft hin, dann stehe ich wieder auf“, sagt sie, ihre Panzerjacke knarzt. Vielleicht ist das das größte Wunder: dass sie noch Lust hat auf das Leben. Es gibt viel, was zu tun ist, Fahrradfahren lernen. Ach ja, kämpfen. Am 21. November 2014 kam der Ablehnungsbescheid vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Sie hat Klage eingereicht und wartet auf die Verhandlung beim Verwaltungsgericht. Wenn die abgelehnt wird, kann sie abgeschoben werden nach Äthiopien.

Sie hat dort niemanden, nur einen Vater, der sie schon einmal verkauft hat.